



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Proletarisierung der „Erwerbthätigen.“ Nach den Ergebnissen der Berufszählung von 1895 hatte sich die Gesamtbevölkerung des Deutschen Reichs seit 1882 von 45 222 143 auf 51 770 284, also um 6 548 171 oder 15,5 Prozent vermehrt. Die Zahl der Personen, die ihren Erwerb in einem Hauptberuf suchten, war von 17 632 008 auf 20 770 875, also um 3 138 867 oder 17,8 Prozent gestiegen. Dabei ist die von Familienangehörigen und im Hause der Herrschaft lebenden Dienstboten geleistete hauswirtschaftliche Arbeit nicht als volkswirtschaftlich produktiv betrachtet und deshalb als Erwerbthätigkeit überhaupt nicht gerechnet worden. Von dem sogenannten Nebenerwerb, über den es der Natur der Sache entsprechend an zuverlässigen Aufschlüssen fehlt, kann hier ganz abgesehen werden.

Scheidet man auch noch die im öffentlichen Dienst und in den sogenannten freien Berufen, sowie die in häuslicher und wechselnder Lohnarbeit thätigen Personen von der Betrachtung aus und stellt nur die in Landwirtschaft und Gewerbe — genauer: Land- und Forstwirtschaft, Gärtnerei, Fischerei einerseits und Industrie, Handel und Verkehr andererseits — thätigen in Rechnung, so ergibt sich folgendes. Es sind gezählt worden:

	1895	gegen 1882	
		absolut	in Prozent
in der Landwirtschaft usw.	8 236 496	+ 56 196	+ 0,7
in der Industrie, im Handel usw.	10 619 731	+ 2 652 948	+ 33,3
zusammen	18 912 423	+ 2 709 144	+ 16,7

Die Zahl der in den verschiedenen Berufsstellungen, d. h. als Selbständige (Unternehmer) oder als Abhängige (Angestellte und Arbeiter) in Landwirtschaft und Gewerbe zusammen thätigen Personen hat sich folgendermaßen verändert. Es sind gezählt worden:

	1895	gegen 1882	
		absolut	in Prozent
Selbständige	5 474 046	+ 283 359	+ 5,5
Angestellte	621 825	+ 314 557	+ 112,3
Arbeiter	12 816 552	+ 2 111 228	+ 20,5
Abhängige zusammen	13 438 377	+ 2 425 785	+ 22,0
überhaupt	18 912 423	+ 2 709 144	+ 16,7

An dem Gesamtzuwachs (2 709 144) sind also die Selbständigen nur mit 10,5 Prozent beteiligt, während auf die Abhängigen 89,5 Prozent kamen, und zwar auf die Arbeiter allein 77,9 Prozent. Das Ergebnis dieser verschiedenen starken Zunahme ist, daß von je hundert Personen überhaupt waren

	1895	1882	Verschiebung des Anteils
Selbständige	28,9	32,0	— 3,1
Angestellte	3,3	1,9	+ 1,4
Arbeiter	67,8	66,1	+ 1,7
Abhängige zusammen	71,1	68,0	+ 3,1
Summa	100,0	100,0	+ 0,0

Wie man sieht, hat sich also der Anteil der Arbeiter an der Gesamtheit immerhin nur um noch nicht 2 Prozent vergrößert.

Zu diesen Zahlen war im Text der amtlichen Veröffentlichung der Berufszählungsergebnisse (Band 111, Neue Folge der Statistik des Deutschen Reichs S. 61) vom Kaiserlichen Statistischen Amt die Bemerkung gemacht worden: „Diese

Art sozialer Entwicklung ist bei starker Volksvermehrung und starker Zunahme der Erwerbstätigkeit naturnotwendig, und kann daraus nicht ohne weiteres eine fortschreitende Proletarisierung der Gesellschaft abgeleitet werden."

Dagegen ist neuerdings in Brauns Archiv (5. und 6. Heft 1899, S. 613) der österreichische Statistiker, Professor Rauchberg, scharf zu Felde gezogen. Er operiert dabei aber so, als wenn die Bemerkung nicht zu den Verschiebungen in Landwirtschaft und Gewerbe zusammen, sondern allein zu den in der Industrie gemacht wäre.

Zu der Industrie allein sind nämlich gezählt worden:

	1895	gegen 1882	
		absolut	in Prozent
Selbständige	2061764	- 139382	- 6,2
Angestellte	263745	+ 164669	+ 166,2
Arbeiter	5955711	+ 1859468	+ 45,4
Abhängige zusammen	6219456	+ 2054137	+ 48,5
überhaupt	8281220	+ 1884755	+ 29,5

Die Abhängigen haben hier also nicht nur den ganzen Zuwachs für sich in Anspruch genommen, sondern auch noch einen Teil der Arbeitgeber von 1882 aufgezehrt.

Das Resultat ist, daß von je hundert in der Industrie überhaupt waren:

	1895	1882	Verschiebung des Anteils
Selbständige	24,9	34,4	- 9,5
Angestellte	3,2	1,6	+ 1,6
Arbeiter	71,9	64,0	+ 7,9
Abhängige zusammen	75,1	65,6	+ 9,5
Summa	100,0	100,0	+ 0,0

Das ist ein ganz anderes Bild als das in Landwirtschaft und Gewerbe zusammen. Der Kritikus kämpft also tatsächlich gegen einen fingierten Feind.

Dabei führt er zwei an sich unbestreitbare Tatsachen ins Feld. Erstens die absolute Abnahme der Selbständigen, die sich in der Industrie — aber auch nur in ihr — gezeigt hat. Darin könne, meint er, doch keine „notwendige Begleiterscheinung aufstrebender Entwicklung“ gefunden werden. Zweitens sei zwar richtig, daß der Nachwuchs nicht gleich in die obere sozialen Stellungen gelangen könne, sondern sich von unten hinaufarbeite, auch sei die gesamte industrielle Bevölkerung jünger geworden. Aber die Verschärfung des Übergewichts der Arbeiter beschränke sich nicht auf die jugendlichen Altersstufen. Sie trete nicht weniger entschieden in den mittlern und höhern zu Tage. Sie könne also keineswegs ausschließlich oder auch nur hauptsächlich auf die „Nachwuchsverhältnisse“ zurückgeführt werden.

Das, worauf es dabei ankommt, ist aus folgenden absoluten Zahlen leicht ersichtlich. Von den Angestellten kann man absehn. Auch das Verhältnis der Arbeiter der verschiednen Altersklassen zu den gleichaltrigen Selbständigen, mit der Rauchberg manövriert, hat hier keine Bedeutung, sondern verwirrt nur. Es sind in der That industrielle Arbeiter gezählt worden:

im Alter	1895	1882	absolut
unter 20 Jahren	1715037	1163778	+ 551259
20—30 "	1876460	1328097	+ 548363
30—40 "	1130571	779157	+ 351414
40—50 "	679329	466515	+ 212814
50—60 "	379613	236435	+ 143178
60—70 "	142872	102413	+ 40459
70 u. mehr "	31829	19848	+ 11981
zusammen	5955711	4096243	+ 1859468

Danach wird man dem Kritikus darin Recht geben müssen, daß das starke Anwachsen des Anteils der Arbeiter in der Industrie nicht ausschließlich auf die „Nachwuchsverhältnisse“ zurückzuführen ist. Aber das ist auch nirgends behauptet worden, am allerwenigsten in der kritisierten Bemerkung.

Rauchberg fährt dann fort, es sei also falsch, die besprochene Erscheinung aus der Volksvermehrung zu erklären. Ob man sie „Proletarisierung“ nenne oder nicht, sei nur ein Wortstreit. Es hänge davon ab, welchen Sinn man dem Wort beilege. „Proletarisierung im Sinne fortschreitender Trennung des Arbeiters von seinem Arbeitsmittel: ja — Proletarisierung im Sinne fortschreitender Verelendung: nein!“

Ist ihm nun aber auch darin Recht zu geben, wenn er aus den mitgeteilten Zahlen, und zwar allein für die Industrie, „ohne weiteres“ die Proletarisierung im Sinne „fortschreitender Trennung des Arbeiters von seinem Arbeitsmittel“ ableitet? Oder hätte er nicht besser gethan, auch in Bezug auf die Verhältnisse in der Industrie, der Mahnung des Statistischen Amtes folgend, „weitere“ Nachforschungen anzustellen, ehe er solche Schlüsse zog? Wir wollen sehen, wie es damit steht.

Was zunächst die absolute Abnahme der Selbständigen in der Industrie betrifft, so ist daraus ein solcher Schluß in keiner Weise „ohne weiteres“ gerechtfertigt. Rauchberg nennt zwar diese Selbständigen, auch die seit 1882 verschwundenen, ohne weiteres „Arbeitgeber.“ Aber schon aus der gewerblichen Betriebsstatistik wußte er, daß überhaupt nur die Alleinbetriebe ohne Motoren eine Abnahme aufzuweisen haben. Die Berufsstatistik lehrt außerdem, daß — bei einem Abgang von 139382 industriellen Selbständigen überhaupt — allein mehr als 70000 Näherinnen, Plätterinnen und Wäscherinnen 1895 weniger gezählt worden sind als 1882; ferner über 100000 sogenannte Selbständige in der Spinnerei, Spulerei, Tuchmacherei, Weberei. Von andern dergleichen Berufszweigen mit zahlreichen Stör- und Heimarbeiten gar nicht zu reden. Das sind in Wirklichkeit wahrscheinlich meist keine Arbeitgeber gewesen, auch keine eigentlichen Selbständigen. Und wenn solche Leute 1895 als ständige Arbeiter eines wirklichen Betriebs gezählt worden sind, so ist damit für sie eine Proletarisierung im Sinne der Trennung des Arbeiters von seinem Arbeitsmittel durchaus nicht „ohne weiteres“ bekräftigt. Ja es ist sogar nicht einmal ausgeschlossen — freilich auch nicht statistisch nachweisbar —, daß der Übergang solcher Selbständigen in die Klasse der Abhängigen die Folge einer „aufstrebenden Entwicklung“ sein kann. Eingehende Detailstudien könnten das vielleicht ergeben. Jedenfalls war es wissenschaftlich unzulässig, ohne weiteres, wie Rauchberg es gethan hat, das Gegenteil als durch die Zahlen erwiesen hinzustellen.

Aber fast noch unberechtigter ist seine Verwertung der Veränderungen in den Altersklassen der Industriearbeiterschaft. Er weiß doch, daß zum Gewerbe nicht nur neu ins Erwerbsleben eintretende Personen, sondern Personen aller Altersklassen aus der landwirtschaftlichen Bevölkerung heraus zugeströmt sind, und zwar fast ausnahmslos für ihren neuen Beruf ungelernete Arbeiter, die selbst als Bierzigjährige von unten anfangen mußten. Beispielsweise sei nur an die Bau- und Erdarbeiter erinnert. Es ist ja bekannt genug, daß die Verwendung ungelernerter Arbeiter in der Industrie ganz gewaltig zugenommen hat. Die Lücken in der Landwirtschaft sind offenbar zum guten Teil durch die stärkere Heranziehung weiblicher Arbeitskräfte ausgefüllt worden. Jedenfalls kann auch bei der Masse der in reiferem Alter aus der Landwirtschaft der Industrie zugeströmten Arbeiter von einer durch diesen Berufswechsel vollzogenen Proletarisierung im Sinne der „Trennung des Arbeiters von seinem Arbeitsmittel,“ mag man darunter verstehen, was man will, nicht ohne weiteres die Rede sein. Dazu kommt noch die

Masse der gewerblichen Heimarbeiterinnen, die 1882 gar nicht oder nur mit Neben-
erwerb gezählt worden sind oder sich auch infolge der Einschränkung der hauswirt-
schaftlichen Produktion seitdem neu industriellem Erwerb zugewandt haben, ob sie
nun zwanzig oder vierzig Jahre alt waren.

Thatsächlich wird also der Vorwurf Rauchbergs als halt- und gegenstandslos
bezeichnet werden müssen. Wenn er schließlich sagt, daß die deutsche amtliche
Statistik uns „glauben machen“ wolle, daß das stärkere Übergewicht der Abhängigen
über die Selbständigen als der „statistische Niederschlag der Volksvermehrung und
erweiterter Erwerbthätigkeit anzusehen sei,“ und er dagegen festzustellen habe, daß
wir es hier thatsächlich „mit einer wirtschaftlichen Entwicklung von außerordentlicher
sozialpolitischer Tragweite“ zu thun hätten, so können wir es den zünftigen Sta-
tistikern überlassen, ob sie darin ein Mißtrauensvotum gegen ihre Objektivität sehen
wollen oder nicht. Uns will es scheinen, als ob der Kritiker in dieser unklaren
und unbegründeten Polemik einfach gegen den kalten Wasserstrahl reagierte, als den
die in etwas übertriebenen und einseitigen Lehrmeinungen befangenen modernen
Soziologen die amtliche Bearbeitung der Zählungsergebnisse von 1895, wie wir
vorausgesehen haben, empfinden müssen.

Man darf gespannt darauf sein, wie sich Rauchberg mit den Ergebnissen der
Berufszählung für die Frauenarbeit abfinden wird, worüber seine Besprechung noch
aussteht. Hier haben die Herren Soziologen bekanntlich besonders viel im Auf-
bauschen geleistet. β

Bemerkungen zu Rosers Geschichte Friedrichs des Großen im
Siebenjährigen Kriege. Niemand wird leugnen, daß Rosers „Friedrich der
Große im Siebenjährigen Kriege“ ein mit unendlichem Fleiße geschriebenes Werk
ist, das keine Quelle für die Geschichte der Zeit unbenutzt läßt, aber ebenso wenig
wird man in Abrede stellen können, daß — für eine Reihe von Jahren wenigstens —
die Resultate dieses Fleißes nur der kleinen Zahl derer zu gute kommen können,
die aus der Geschichte des Königs ein Spezialstudium machen und sich daher über
die dem Werke zu Grunde liegenden Quellen orientieren können.

Der vorliegende Band ist nämlich die erste Hälfte des zweiten Bandes des
Gesamtwerks (König Friedrich der Große); da nun die erste Hälfte des ersten
Bandes im Jahre 1890, die zweite Hälfte desselben Bandes dagegen erst im
Jahre 1893 erschienen ist, so können wir der noch ausstehenden zweiten Hälfte
unserer jetzt in seinem ersten Teile erschienenen zweiten Bandes frühestens im Jahre
1903 entgegen sehen. Nun giebt aber der Verfasser im oder beim Text seiner
Erzählung keinerlei Bitteratur- oder Quellenachweis, sondern verweist ihn in An-
merkungen, wogegen auch gar nichts zu sagen ist. Aber unbegreiflich ist es, daß
diese Anmerkungen nicht jedem, sondern erst jedem zweiten Halbbande beigegeben
werden, wir sie mithin für den Siebenjährigen Krieg erst nach Jahren erwarten
dürfen. Unserer Erachtens läge es im dringendsten Interesse aller Beteiligten, wenn
der Verfasser die in Rede stehenden Nachweise schon jetzt drucken und das Heftchen
möglichst bald erscheinen ließe.

Zweitens sind zwar die Darstellungen der Schlachten des Siebenjährigen
Krieges mit großem Fleiße und großer Klarheit hergestellt, aber sie entbehren leider
des zum Verständnis unerläßlichen geographischen Materials. Sybel bietet für
sämtliche Schlachten des böhmischen Feldzugs eine ärmliche kleine Skizze des nörd-
lichen Böhmens, Friedjung dagegen, auch hierin musterhaft, für Nachod, Trautenau,
Skalitz, Gitschin und Königgrätz ausgezeichnete Pläne großen Maßstabs. Es ist
völlig einleuchtend, daß das Bild einer Schlacht nur gewonnen werden kann, wenn
man die Gegend, in der sie sich abspielt, vor Augen hat. Da man aber nicht

jedem Leser zumuten kann, sich die Generalstabskarten der betreffenden Gegenden anzuschaffen, so thut ein Historiker nur recht, wenn er sich die vortrefflichen Pläne Friedrings zum Muster nimmt.

Daß die Erzählung der Begebenheiten nicht durch Hinweis auf die Quellen unterbrochen wird, ist ja gewiß zu billigen. Nur müßte man aber doch imstande sein, sich über diese Quellen zu orientieren. Und manchmal scheint uns der Verfasser dem Interesse an der abgerundeten, lesbaren Darstellung doch selbst etwas von der einfachen Anschaulichkeit der Darstellung geopfert zu haben. So heißt es Seite 33 von König Friedrich in betreff der Schlacht bei Lobositz: „Er bezeugte den Truppen: »seit ich die Ehre habe, sie zu befehligen, habe ich nie gleiche Wunder der Tapferkeit geschaut.« Die Gegner schienen ihm viel überlegter und anschlagiger als vordem: nicht mehr die alten Österreicher.“ Wäre es nicht viel einfacher gewesen, zu sagen, daß diese beiden Stellen einem am Tage nach der Schlacht an den Feldmarschall Grafen Schwerin gerichteten Briefe entnommen sind, worüber man bei dem braven alten Preuß sogleich Auskunft erhält?

Seite 70 lesen wir über Schwerin: „König Friedrich hat an seinem Beispiel den pommerschen Edelleuten einleuchtend gemacht, wie weit sie es durch eigne Thätigkeit bringen könnten, denn der junge Schwerin sei von seinem Vater in die Fremde geschickt worden mit einem Thaler in der Tasche, einer Ohrfeige und dem Rute, sich das in Zukunft von niemand mehr gefallen zu lassen.“ Das hat der König allerdings gesagt, aber erst im Jahre 1780, also dreiundzwanzig Jahre nach dem Tode des Feldmarschalls, von dem er es selbst gehört haben wollte. Daß er sich dabei irrte, ist aber unleugbar, denn Schwerins Vater starb schon 1697, als der Sohn erst dreizehn Jahre alt war. Nach dem Tode des Vaters sorgte dessen Bruder, General Detlof von Schwerin, dafür, daß der Neffe die Universitäten Leiden, Greifswald und Kostock besuchte. Erst im Alter von siebzehn Jahren nahm er dann Kriegsdienste im Regimente des Oheims.

Nicht recht verstehen wir, warum der Marquis von Valori regelmäßig Valory geschrieben wird. Valori selbst schreibt seinen Namen mit einem i, ebenso der Valori, der seine Memoiren herausgegeben hat, ebenso die darin mitgetheilten Familiendokumente — und wie sollte sich die Familie mit dem den Italienern unbekanntem y schreiben, wenn sie von der Florentiner Familie Valori abstammte?

Hyperkritisch ist unsrer Ansicht nach der Verfasser, wenn er Seite 140 von der berühmten Rede des Königs vor der Schlacht bei Leuthen sagt: „Jedem ist diese Stunde unvergeßlich geblieben, den Wortlaut der Rede hätte niemand festzustellen vermocht,“ und demnach auf ihre Wiedergabe verzichtet. Nun haben wir über diese Rede zwei verschiedene Überlieferungen, die im großen und ganzen übereinstimmen; man kann also behaupten, daß sie so gut überliefert ist, wie eine nicht differte, sondern nur überlieferungsmäßig festgehaltene Rede überhaupt sein kann.

Seite 280 kommt der Verfasser auf die in Paris und Amsterdam im Jahre 1760 erschienenen Nachdrucke der Oeuvres du philosophe de Sanssouci zu sprechen, erwähnt, daß Choiseul durch Voltaire Friedrichs des Großen Ode an den Prinzen Ferdinand von Braunschweig erhalten hatte, und sagt schließlic, es sei nicht wahrscheinlich, daß Voltaire auch bei der Drucklegung jener beiden Nachdrucke der Oeuvres die Judasrolle des Verräters gespielt habe.

Wir glauben das Gegenteil, und zwar erstens, weil sich Voltaire selbst gegen den Verdacht, den Nachdruck veranstaltet zu haben, nur mit den Worten verteidigt hat, es könne auf ihn kein Argwohn fallen, denn Salomon (d. h. Friedrich) habe ihm seine Werke in Frankfurt abnehmen lassen. Nun ist Voltaire am 26. März 1753 aus Berlin abgereist und am 31. Mai 1753 in Frankfurt angekommen. Rechnet man zwei Wochen auf die Reise, so behielt er zweiundfünfzig Tage dazu übrig, die Oeuvres zu copieren, die, da der Nachdruck nicht nach der ersten Ausgabe

au donjon du château 1750, sondern nach der zweiten von 1752, also ohne das lange Heldengedicht Palladium, hergestellt ist, in der Ausgabe Potsdam et se trouve à Amsterdam 1760 nur 308 Seiten Kleinoktav enthält. Daß die Zeit zum Abschreiben von Gedichten dieses Umfangs sehr viel mehr als hinreichend war, liegt auf der Hand, und somit hat Voltaire mit seiner Beteuerung nichts bewiesen.

Andererseits ist es klar, daß dem Dichter bei seiner Rachsucht und dem wütenden Hass, den er gegen Friedrich empfand, nichts näher liegen mußte, als sich durch die Abschrift der Gedichte des Königs eine gefährliche Waffe für später zu sichern. Ferner mußte er sich darauf gefaßt machen, daß ihm die Gedichte abgenommen werden würden: hatte ihm doch Friedrich schon am 16. März 1753 geschrieben, er könne aus seinem Dienste ausscheiden, wann er wolle, nur müsse er, ehe er dies thue, seine Anstellungsurkunde, den Kammerherrnschlüssel, den Orden pour le mérite und den ihm anvertrauten Band Gedichte zurücksenden. Natürlich war Voltaire nicht naiv genug, etwa nur die Gedichte zurückzubehalten und die andern ihm abgeforderten Dinge zurückzuschicken; andererseits hatte er es aber bezeichnenderweise so eilig, diese Sachen in Sicherheit zu bringen, daß er unmittelbar, nachdem er den König am 26. auf dem Paradeplatze in Potsdam gesprochen hatte, abreiste, und zwar ohne einen Abschiedsbesuch zu machen.

Daß Voltaire — um von den Angriffen auf fremde Völker und Fürsten zu schweigen — auch nur die folgende Charakteristik der deutschen Fürsten:

l'Allemagne féconde en plats originaux
en compte chez les grands des plus fous, des plus sots,
leur impuissant orgueil plein de la cour de France,
imite les Louis par leur magnificence,
des princes, dont l'état contient six mille arpens,
réduisent en jardins la moitié de leur champs,
et pour avoir chez eux Marly, Meudon, Versailles,
oppressent leurs sujets gémissans sous les tailles,
dans leurs vastes palais on chercherait un jour,
avant que d'y trouver le prince avec sa cour.
Dix heures font leur meute et cent gueux leur armée,
ils sont nourris d'encens, ils vivent de fumée,
c'est le faste des rois gravé dans leurs cerveaux,
qui hâte leur ruine au fond de leur châteaux —

so mußte er sich sagen, daß er dem Könige durch die Veröffentlichung einer Sammlung von Gedichten, die derartige Stellen enthielt, den größten Schaden that, den er, in seiner Stellung, ihm überhaupt verursachen konnte.

Wie er denn auch in Wahrheit, trotz der äußerlichen, scheinbaren Veröhnung und trotz aller mehr oder weniger freundschaftlichen Briefe, über ihn dachte, geht wohl am klarsten aus folgender Stelle seines unglaublich unverschämten Briefes vom 21. April 1760 hervor:

„Sie haben mir viel Leid angethan, mich für immer mit dem Könige von Frankreich brouillert(!), mich meine Ämter und Pensionen verlieren lassen und mich und eine unschuldige und angesehenene Dame in Frankfurt mißhandelt, die durch den Schmutz gezogen und ins Gefängnis geworfen worden ist. Später beehrten Sie mich zwar mit Ihren Briefen aber so, daß mir die Freude über diesen mir gespendeten Trost durch Ihre bitteren Vorwürfe verdorben wurde.“

Freilich hatte ihm Friedrich wegen der Veröffentlichung seiner Gedichte am 24. Februar 1760 geschrieben: „Ich weiß nicht, wer mich verraten und sich hat einfallen lassen, dem Publikum Gedichte auszuliefern, die nur dazu dienen sollten, mich zu zerstreuen, und die ohne jeden Gedanken an eine Veröffentlichung entstanden sind“ — Worte, die Voltaire nur allzuwohl verstehen mußte.

Gern läse man bei Moser eine authentische Darstellung der Schlacht bei Ray,

während sich nur die Bemerkung (S. 217) findet, daß Wedell den Feind bei Kay angegriffen hatte und geschlagen war. Preuß hat eigentlich nur Friedrichs des Großen eignen Bericht ausgeschrieben, sonderbarerweise, ohne zu verraten, daß Babimost, wie Friedrich die Ortschaft nennt, wo die Russen vor der Schlacht bei Kay lagerten, der polnische Name für Bomst ist. Die Zeuche, durch die nach Preuß General Schorlemmer seine Kavallerie nicht führen zu können erklärte, weil sie morastig sei, heißt vielmehr Bauche und ist eine sandige, aber nicht sumpfige Ebene. Nach seiner Art macht dann Carlyle daraus wieder die ganze Gegend, in der nirgends Torf vorkommt, zu dull peaty countries.

Hamburg

f. Eyssenhardt

Die Landwehrdienstauszeichnung zweiter Klasse. Die Offiziere des Beurlaubtenstands erhalten nach zwölfjähriger Dienstzeit die Landwehrdienstauszeichnung zweiter Klasse, wenn sie die nötigen militärischen Übungen gemacht und sich während der zwölf Jahre in und außer dem Dienst nichts haben zu Schulden kommen lassen. Diese Dienstauszeichnung hat eine merkwürdige Form. Sie besteht in Preußen aus einer schwarz lackierten eisernen Schnalle, durch die ein dunkelblaues Bändchen mit der Inschrift F. W. IV gezogen ist. Man kann nicht sagen, daß diese Dekoration besonders schön aussieht. Sie macht im Gegenteil den Eindruck der Armllichkeit, und wer das militärische Leben kennt, der weiß, daß diese Schnalle gewöhnlich nicht nur das Mitleid der aktiven Offiziere erregt, sondern auch der Zielpunkt zahlreicher oft wenig geschmackvoller Witzeleien ist. So kommt es denn, daß es den Landwehroffizieren gewöhnlich eine große Überwindung kostet, diese wenig dekorierende Dekoration vorschriftsmäßig an ihre Uniform zu heften, und daß keiner auch nur daran denkt, sie an einem Zivilrock zu tragen. Eine solche Geringschätzung aber steht in offenbarem Widerspruch zu dem Zweck und der Bedeutung der Dekoration. Man mag über Orden und Titel denken, wie man will. Wenn sie aber einmal verliehen werden, so müssen sie in der Form auch so sein, daß sie den Spott nicht geradezu herausfordern. Als diese Landwehrdienstauszeichnung eingeführt wurde, war Preußen gezwungen, äußerst sparsam zu wirtschaften: das billigste war das Beste; und so kam man auf die lackierte Eisenschnalle, die mit dem Bändchen einen Wert von wenig Pfennigen hat. Heutzutage, wo wir doch wahrhaftig nicht mehr so armselig dastehn, sollte man diese unansehnliche, häßliche Schnalle entweder ganz beseitigen oder dafür eine andre Dienstauszeichnung einführen.



Eine Zuschrift. Wir nehmen keinen Anstand, den nachstehenden Brief abzdrukken, der uns zugesandt wird; nur möchten wir uns gehorsamst die Bemerkung erlauben, daß wir nicht selbst für alle, manchmal etwas exzentrischen Ansichten des Herrn, von dem unser Mitarbeiter vielleicht noch öfter zu erzählen Lust haben wird, in Anspruch genommen werden wollen, wie es dieser Brief in seiner ersten Zeile thut. Direkte Beziehungen haben wir überhaupt nicht zu ihm; es scheint ja auch, daß er in einer andern Vorstadt und ziemlich weit von uns weg wohnt. Der Brief lautet:

Geehrte Redaktion

Haben Sie die Freundlichkeit, auf Ihre Bemerkungen über den französischen Unterricht der Gymnasien eine kurze Erwiderung entgegenzunehmen, zu beliebiger geneigter Verwendung, nur mit dem Hinzufügen, daß ich, der ich selbst unterrichte,

nich vorläufig nicht nenne, weil ich noch nicht fest angestellt bin. Vielleicht könnte es meinem Weiterkommen hinderlich sein, wenn ich öffentlich über eine Sache spreche, deren Beurteilung eigentlich den Direktoren und Schulräten zukommt. Ich habe aber mit dem Ordinarius von Obertertia, der Gymnasialprofessor und Rat vierter Klasse ist, Rücksprache genommen, dieser teilt meine Ansichten und billigt mein Vorgehn. Ich darf also annehmen, daß meine Mittheilung nicht ganz unnütz sein wird.

Ihr wunderlicher Freund ist ohne Frage ein geistvoller Herr, beobachtend und zwar mit der ganzen Seele, nicht bloß mit seinem scharfen Verstande. Aber eins fehlt ihm, die Kenntnis der Sache. Er weiß nicht, was der französische Unterricht der Gymnasien, den er tadelt, in der That leisten muß und erreichen will. Wenn er das lehren wollte, was die Oberkellner brauchen, was der gebildete Jüngling mit seinem Gil Blas und einem Wörterbuch hinter oder nach der Schule in einem Jahre lernt, und was jede französische Bonne lehren kann, dann hätten es die Gymnasiallehrer wahrlich leichter. Aber es soll ja gar nicht das wirkliche, moderne und praktisch verwendbare Französisch gelernt werden, sondern etwas besseres und höheres: das wissenschaftliche Französisch! Wenn Ihr verehrter wunderlicher Freund einen Blick in die Vorlesungsverzeichnisse unsrer Universitäten thun wollte, so würde er sehen, daß man auch da dem modernen Französisch den mindesten Raum giebt; dafür sind hauptsächlich die Lektoren da, die männlichen Bonnen — „Bons“ müßte man wohl eigentlich sagen, aber verzeihen Sie, ich werde witzig —, die Professoren dagegen lesen z. B. über das Adamslied, das Rolandslied, die Troubadours, und dazu gehört natürlich altfranzösische und provenzalische Grammatik, ferner auch vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen. Auf diese Weise ist ja die romanische Philologie entstanden, von der Ihr wunderlicher Freund noch nichts gehört zu haben scheint! Es ist doch nun aber sonnenklar, daß wenn der Gymnasialunterricht hierauf vorbereiten soll, er nicht die flüchtige Praxis der Oberkellner und Gouvernanten anwenden darf, sondern den methodischen, an den alten Sprachen erprobten grammatischen Gang, dessen Erfolge nicht so leicht wahrnehmbar sind und leider, das darf nicht verschwiegen werden, oft auch ganz ausbleiben. So kommt es denn freilich, daß, wenn Ihr wunderlicher Freund einen praktischen Juristen oder Mediziner französisch anredet, er keine Antwort erhält. Meint er denn aber, daß sie gesprächig würden, wenn er sie lateinisch oder griechisch anredete? Warum soll denn also das Gymnasium nicht das Französische ebenso verarbeiten wie die alten Sprachen? Auf unsrer Anstalt waren bis vor kurzem zwei amerikanische Jungen, die nahm ihr Vater bei seinem letzten Aufenthalt in Deutschland wieder weg, gerade weil er sich beklagte, daß sie keinen Brocken richtiges Französisch gelernt hätten, vom Englischen gar nicht zu reden. Er dachte also ebenso wie Ihr Freund und würde, wenn wir ihn auf den Zweck unsers Lehrgangs in der oben von mir angedeuteten Richtung hätten hinweisen wollen, vermutlich entgegnet haben: Auf die romanische Philologie pfeife ich! Aber das ist eben Amerikanismus, und mein vorgesetzter Ordinarius, der Professor und Rat vierter Klasse, sagt, es sei für den Stand der Gymnasiallehrer, nachdem er nun in der Rangordnung gehoben worden sei, von der größten Bedeutung, daß auch in seiner Beschäftigung, also dem Unterricht, sich diese Höhe ausdrücke, dazu gehöre aber dieses wissenschaftliche Französisch. Wenn es auch wirklich praktisch nichts rechtes nützen sollte, meint er, so seien ja auch zwei wöchentliche Stunden nicht viel, und der Schade sei nicht so groß. Die, die später romanische Philologie studieren wollten, würden sich vielleicht besondere Mühe geben und wenigstens etwas lernen. Anders ginge es jedenfalls nicht zu machen.

Denn, wenn man auch wollte, die Gymnasiallehrer hätten eben auf den Universitäten kein wirkliches Französisch gelernt, sondern nur die mühsame wissenschaftliche Grammatik, und die Universitätsprofessoren sprächen selber kein Französisch und wären nun einmal ganz auf die romanische Philologie eingeschossen (wozu wären

dann diese Herren noch da, wenn plötzlich einmal die Gymnasiallehrer keine romanische Philologie mehr brauchten, sondern nur noch das wirkliche Französisch?); es wäre also wie eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Ich finde diesen Vergleich etwas frivol, aber es ist doch wohl etwas dabei richtig.

Ich habe nämlich an mir selbst eine ganz ähnliche Erfahrung gemacht, wie Ihr wunderlicher Freund an sich. Als kleiner Junge wurde ich in einem Privatunterricht, den ein einziger Lehrer Kindern verschiedenen Alters gab, die in Abteilungen geteilt waren, stundenweise ganz ohne Beschäftigung gelassen, mit der einzigen Verpflichtung, die andern nicht zu stören. Da mich das bald langweilte, zog ich es vor, derweil aus dem Lehrbuche meiner ältern Schwester Englisch zu lernen. Dieses war der einst weitverbreitete „kleine Ahn,“ ein nach der Gouvernantenmethode (wie jetzt meine Kollegen sagen) eingerichtetes Lesebuch mit einem Lexikon dahinter; es fing mit Silben und Wörtern an, ging dann zu Sätzen und schließlich zu Geschichten über, von grammatischen Regeln wurde man kaum etwas gewahr. Nun versichere ich Ihnen, daß ich mit Hilfe dieses simplen Buchs ohne jede mündliche Anleitung aus purer Langweile soviel Englisch gelernt habe, daß ich als achtjähriger Junge sämtliche Geschichten, soweit sie mich gegenständlich interessierten, jedem, der sie hören wollte, englisch oder deutsch in fliegendem Tempo vorlas. Ich sage mir nun nach solcher Erfahrung, da ich doch kein Wunderkind gewesen bin, es müßte nicht schwer sein, den Jungen wirkliches Französisch auf dem Gymnasium beizubringen. Aber der Anspruch, etwas Höheres geben zu wollen, steht dem im Wege, und deswegen beißt sich die Schlange lieber in den Schwanz, und der Junge lernt schwer und so gut wie nichts. In dieser Kritik bin ich freilich schon etwas von dem Standpunkte meines Gymnasialprofessors abgewichen. Aber wenn ich zu entscheiden hätte, ich weiß doch nicht, ob ich den Mut haben würde, die angenehme und erfolgreiche Gouvernanten- oder Oberkellnermethode in das Gymnasium einzuführen, da sie nach oben keinen Anschluß an die romanische Philologie bietet, und die Wissenschaftlichkeit der Beschäftigung für den höhern Lehrstand doch sehr in Betracht kommt. Gier als von den Gymnasien ließe sich wohl von den Realanstalten etwas erwarten; sie können wenigstens den praktischen Standpunkt offener vertreten, weil sie nicht so schwer an der historischen Last des wissenschaftlichen Paniers tragen. Vielleicht kimmert sich Ihr wunderlicher Freund zu gelegener Zeit darum, ob auf den Realgymnasien mehr Französisch gelernt wird.

Einstweilen noch eine Kleinigkeit. Ihr Freund spricht sich verwundert aus über die „Musterprosa,“ die in dem deutschen Lesebuche seiner Nichte aufgetischt wird. Er soll sich aber sagen, daß es da einiges zu entschuldigen giebt. Bei dem Mißfallen, mit dem man heute amtlich die Übersetzung aus dem Deutschen in eine fremde Sprache ansieht, als zu mühevoll oder zu wenig erfolgreich, suchen die Lehrer, die diese Übung dennoch beibehalten möchten, den deutschen Text ihrer Übungsbücher durch allerlei Abänderungen dem Gesänge der fremden Sprache anzunähern. Dadurch wird die Übersetzung leichter, die moderne Pädagogik nennt das „Hilfen“; aber der deutsche Text an sich betrachtet wird selbstverständlich oft ganz miserabel. Ist es nicht denkbar, daß den Pädagogen, die zeitweise ihr Sprachgefühl zurückdrängen, dann auch wohl einmal der Maßstab ganz entgleitet für das, was deutsch ist und was nicht, wenn sie Stücke für neue Lesebücher auswählen und vorschlagen sollen? Denn so entstehen doch gewiß die meisten derartigen Bücher. Oder ist das zu weit hergeholt? Dann also nicht für diesesmal. Vielleicht beschäftigt sich Ihr wunderlicher Freund ein andermal mit den Geschmacksünden des deutschen Unterrichts.

Ein Gymnasialhilfslehrer

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig